

Sabine Bode

Die Erbschaft Krieg

Warum Familienforschung die Nachkommen entlastet

Beginnen möchte ich mit Kolja Mensing, 1971 geboren, Kriegsenkel. Wir waren zusammen zu einer Veranstaltung in das Literaturhaus Hannover eingeladen: Kolja Mensing zu seinem Buch "Die Legenden der Väter"¹ und ich zu meinem Buch "Nachkriegskinder – die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter".² Kolja Mensing wollte, als er klein war, immer wieder ganz bestimmte Geschichten aus seines Vaters Kindheit hören. Es waren, wie er schreibt, Berichte aus einem verzauberten Land. Dabei ging es vor allem um die Nachmittage in der Tischlerei von Vaters Großvater:

"Mein Vater spielte mit Holzresten, sortierte rostige Nägel und scharfkantige Schrauben in Kästen und Gläser und blätterte stundenlang in Musterbüchern."

Nun, man fragt sich, was war daran so faszinierend?

"Mein Vater erzählte mir beim Abwaschen oder auf langen Autofahrten von den Nachmittagen in der Tischlerei, von der Küche seiner Großmutter Anna und von dem Bett, in dem er auch dann noch gemeinsam mit seiner Mutter schlief, als er längst in die Schule ging. Ich war damals selbst noch ein Kind und konnte nicht genug von diesen Geschichten bekommen. Sie vermittelten mir ein Gefühl von Geborgenheit. Ich glaubte fest daran, dass mir nichts passieren würde, solange mein Vater mit seiner tiefen Stimme in wenigen Sätzen die Zeit seiner Kindheit heraufbeschwören konnte. So nahe wie damals sollte ich ihm nie wieder sein."

Kolja musste annehmen, dass sein Vater eine glückliche Kindheit gehabt hatte. Er übersah, dass der Vater des Vaters darin nicht vorkam.

Tatsächlich stammte Kolja Mensings Vater aus einer unglücklichen, einer zerstrittenen Familie. Außerdem war da ein Vater, über den nicht gesprochen wurde und der zugleich wie ein Geist durch das Leben seines Sohnes spukte.

¹ Mensing (2011).

² Bode (2011).

Mit zwölf Jahren riss Koljas Vater von zu Hause aus. 100 Kilometer legte er mit seinem Fahrrad zurück, bevor er wieder eingefangen wurde. Der Junge war auf dem Weg nach Polen, auf dem Weg zu seinem unbekanntem Vater gewesen.

Kolja Mensings Großvater hieß Jozef Kozlik, ein Pole. Im Krieg war er zur britischen Armee gestoßen. Als Besatzungssoldat kam er 1946 nach Norddeutschland.

Er lernt Marianne kennen, die große Liebe, 1946 wird ihr Sohn geboren – Koljas Vater. Doch das Liebespaar versinkt in seinen Problemen. Marianne wird als "Polenhure" beschimpft, Jozef geht fremd und trinkt. 1949 kehrt er in seine oberschlesische Heimat zurück. Erst 20 Jahre später nimmt er wieder Kontakt mit seinem Sohn auf und schreibt ihm Briefe. Darin stellt er sich unter anderem als ehemaliger Widerstandskämpfer da.

Wiederum viele Jahre später entdeckt Kolja Mensing die Briefe seines polnischen Großvaters.

Es ist die Zeit, als Kolja einen Drang nach Osten, genau genommen nach Polen, in sich spürt. Immer wieder treibt es ihn dorthin, erst kurze Reisen, dann längere Aufenthalte. Irgendetwas gärt in ihm, lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. Schließlich beginnt er – mit der Unterstützung seines Vaters –, den Spuren des inzwischen verstorbenen polnischen Großvaters zu folgen. Dazu schreibt er:

"Am Anfang hatte ich es für ein reizvolles Puzzlespiel gehalten, eine Biographie aus einzelnen Bruchstücken zusammenzusetzen. Dann hatte ich feststellen müssen, dass die Hinweise, die mich zurück in die Vergangenheit führten, oft falsche Fährten waren, die Jozef selbst gelegt hatte, um sein eigenes Leben in einem besseren Licht erscheinen zu lassen."

Zehn Jahre arbeitet Kolja Mensing an der Rekonstruktion der Lebensgeschichte seines Großvaters – eine Recherche mit vielen Unterbrechungen, weil natürlich Geld verdient werden muss. Der Journalist gerät während dieser Zeit in eine Krise, er vernachlässigt seinen Beruf, an Familiengründung denkt er erst recht nicht. Er trifft Menschen, die seinen Großvater gut kannten; von größter Bedeutung sind die Gespräche mit dessen Schwester.

Nach und nach wird vor dem Hintergrund von Krieg, Armut und Verwirrung eine überaus komplexe Familiengeschichte über mehrere Generationen sichtbar – eine von vielen Millionen Geschichten aus der Mitte Europas im 20. Jahrhundert. Kolja Mensing räumt auf mit einer Reihe von Familienlegenden. So war Jozef kein Held gewesen, sondern eine tragische Figur. Er hatte in der Wehrmacht gedient, ob erzwungen oder freiwillig, ist nicht mehr zu klären. Er war von den Engländern gefangen genommen worden, die ihm seine Widerstandsgeschichten glaubten und ihn in die polnische Exilarmee der britischen Streitkräfte

einreihen. Seine Nachkriegsjahrzehnte in Polen waren geprägt von Scheitern und Alkoholismus.

Vor der eingangs erwähnten Veranstaltung in Hannover hatte Kolja Mensing mir erzählt, seine Eltern säßen im Publikum. Der Vater habe sich ursprünglich sehr gesträubt, aber schließlich dem Drängen seiner Frau nachgegeben. Während der Sohn aus seinem Buch las und über seine Recherchen Auskunft gab, fragte ich mich, was wohl sein Vater als Zuhörer empfinden mochte. Aus dem Buch geht hervor, wie dieser polnische Großvater zunächst als Phantom und vier Jahrzehnte später als Enttäuschung auf Koljas Vater gelastet haben muss. Eine solche Geschichte, zutiefst verwirrend, ein ewiges Lebensrätsel, manchmal peinlich, gibt man nicht gern preis, schon gar nicht einer großen Öffentlichkeit.

Dennoch, so stellte ich mir vor, würde es Kolja Mensings Vater im Laufe der Veranstaltung immer besser gehen. Warum? Weil er eingebettet war in eine wohlthuende Gemeinschaft. Wenn hundert Menschen Empathie und Verständnis ausstrahlen, schenken sie Kraft. Wenn sie signalisieren: "Kein Grund, sich länger zu schämen, das ging uns doch allen so", ist die Wirkung eine heilsame.

Am Ende der Lesung kam Koljas Vater auf mich zu, bewegt und sichtbar erleichtert, und sagte: "Ich bin so froh, dass mein Sohn dies alles herausgefunden hat. Eigentlich wäre es ja meine Aufgabe gewesen. Aber ich konnte es nicht!" Ihm hatte der emotionale Zugang gefehlt und die Sprache.

Ich habe die Geschichte dieser Familie an den Anfang gestellt, weil sie zeigt: Auch Kriegskinder können profitieren, wenn Kriegsenkel sich auf den Weg machen, Familienrätsel zu lösen. Gelegentlich bekommen Kriegsenkel sogar ausdrücklich einen Auftrag. Bei einem meiner Seminare erschien Kerstin aus Weimar. Ich erfuhr, ihre Mutter sei Historikerin, aber auf persönliche Eindrücke aus der Kriegs- und der unmittelbaren Nachkriegszeit angesprochen, bringe sie buchstäblich keinen Ton heraus. Angesichts ihrer Blockade hatte die Mutter kapituliert und ihre Tochter gebeten, Licht in die Familiengeschichte zu bringen.

Ich denke, wir alle kennen die historischen Filmaufnahmen, die zeigen, wie die Amerikaner die Bürger von Weimar zwangen, sich in Buchenwald die Leichenberge anzuschauen. Das fiel auch mir als Erstes zu Kerstins Hintergrund ein, und ich fragte sie, ob ihr dies aus Familienerzählungen bekannt sei. Sie sagte:

"In Buchenwald war ich. Mein Vater hat mich mit 18 Jahren dort hin mitgenommen. Mittlerweile ist es für mich so schlimm, dass ich nicht mal in die Richtung der Gedenkstätte auf dem Ettersberg gehen kann, z.B. wenn ich meinen Sohn dort in der Nähe abholen muss. In der Ettersbergerstraße wird mir immer schon ganz klamm... Eine befreundete Opernsängerin konnte hier in der Nähe gar nicht leben... Sie ist nach Berlin gezogen. Mit manchen macht

das gar nichts und manche reagieren halt sehr empfindlich darauf. So unterschiedlich ist das..."

Später erfuhr ich in einer E-mail Genaueres. Kerstin schrieb:

"Zum Thema Weimar-Buchenwald-Amerikaner kann ich nur sagen, alles zu diesem Thema habe ich mir angelesen. Nicht zuletzt waren die Protokolle aus dem Band 'Weimar 1945' sehr anregend. Manche Frauen wurden wohl auch öfter ins Lager hochzitiert, um dort aufzuräumen, Kartoffeln zu schälen etc. Es gab fast keinen Bericht damaliger Weimarer Bürger, die *nicht* darauf eingegangen wären... Interessant auch, dass nach den schlimmsten Bombenangriffen im Februar und März 1945 auf Weimar Buchenwaldhäftlinge zum Bergen der Leichen etc. aus dem Lager abkommandiert wurden und somit für jedermann sichtbar in der Stadt auftauchten. Viele wollen ihnen geholfen und Essen gegeben haben!

Aber *nein* – in *meiner* Familie wurde nie und weniger als nie darüber gesprochen. Meine Oma klammerte das Thema mir gegenüber völlig aus. Aber auch meiner Mutter gegenüber war das Dritte Reich ein Tabu. Meine Mutter sagt, ihre Großeltern, die während der ganzen Zeit in Weimar lebten, schwiegen sich beharrlich aus, und auch ihre Mutter drehte sich bei Fragen einfach weg.

Die eigene Familie schwieg, und ist deshalb bis heute ein Buch mit sieben Siegeln. Es bedarf wohl noch einiger Nachforschungen in Archiven, um ein halbwegs übersichtliches Puzzle zusammen zu bekommen."

Kerstins Auskünfte bestätigen mich in der Ansicht, dass es in Deutschland sehr wohl eine Zeit gab, als in der Bevölkerung offen über die NS-Verbrechen geredet wurde – kurz nach Kriegsende. Das flächendeckende Schweigen stellte sich erst danach ein. Als meine Generation der 68er die Eltern fragte, was sie von den Untaten mitbekommen hätten, behaupteten diese: "Wir haben davon nichts gewusst." In meinen Augen ist das keine Verdrängung, sondern Verleugnung gewesen. Auch deren Kinder, sofern sie alt genug für entsprechende Erinnerungen gewesen waren, haben damals geschwiegen.

Aber als vor acht Jahren meine Lesungen für "Die vergessene Generation"³ begannen, zeigte sich etwas anderes. Auffällig oft war von Angehörigen der 1930er Jahrgänge zu hören, sie seien Zeugen von nationalsozialistischer Gewalt gewesen. Als Kinder hatten sie gesehen, wie Zwangsarbeiter gedemütigt wurden,

³ Bode (2004).

wie jüdische Nachbarn auf einen Lastwagen steigen mussten, wie Trupps von Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen vorbeizogen – und wie erbarmungslos sie behandelt wurden, wie verhungert sie aussahen. Die meisten Eltern sagten damals: "Guck da nicht hin". Gerade den damals kleineren Kindern, deren Gerechtigkeitsgefühl noch nicht von den Untermenschenkategorien verbogen war, haben sich die Szenen von Entrechtung und brutaler Misshandlung tief ins Gedächtnis eingebrannt.

Ihnen, die als Kinder nicht hinschauen und erst recht nicht über die Verbrechen reden sollten, ihnen, die dafür nie eine Sprache gefunden hatten, war auch noch 25 Jahre später, als die 1968er die Schuld der Nation auf den Tisch brachten, der Mund versiegelt. Groß war die Loyalität gegenüber den Eltern. Ein Mann, 1932 geboren, erklärte mir dazu: "Wir Kinder haben doch mit den Eltern im Graben des Überlebens gestanden. Das schweißt zusammen."

Dass Kriegskinder erst heute als alte Menschen darüber reden können, bewegt mich sehr, und es scheint mir eine Erklärung dafür zu sein, warum bei ihnen Scham und Schuldgefühle noch stärker ausgeprägt waren als bei den Jüngeren, und warum viele ihr Misstrauen gegenüber der deutschen Mentalität nie überwand. Ich fing an zu begreifen, warum die Angst, es könne zu einem Rückfall in die Barbarei kommen, nicht wenige Deutsche Zeit ihres Lebens begleitete.

Ich kenne viele Menschen, mich eingeschlossen, die das Schweigen ihrer Eltern und Großeltern irgendwann hinter sich ließen und begannen, in Archiven zu forschen. Das können inspirierende Quellen sein. Ich kenne nicht einen Menschen, der seine Recherchen bedauert. So gut wie alle fanden es erleichternd, endlich die Wahrheit zu kennen. Niemandem haben die Nachforschungen geschadet. Selbst dann, wenn sie nur einen geringen Ertrag erbrachten, machten sie die Fragesteller klüger, denn sie konnten sich fortan besser in jene Zeit hineindenken, als die Eltern oder Großeltern junge Menschen waren. Kriegsenkel, die in der Schule eine Überdosis in Sachen NS-Vergangenheit, Vernichtungskrieg und Holocaust eingetrichtert bekommen hatten, erwarben auf Grund ihrer Nachforschungen ein deutlicheres Bild über den Alltag in der NS-Zeit. Dies war im Schulunterricht völlig unzureichend vermittelt worden.

Aber Menschen, die Nachforschungen anstellen, sind Ausnahmen. Fragen nach konkreten Kriegserlebnissen der Großväter oder nach möglichen Verstrickungen in die deutsche Schuld sind für die Enkel nur selten von Belang. "Für uns sind das allenfalls sonderbare Opus gewesen", erklärte mir ein Mann von Ende Vierzig. "Über ihre Vergangenheit als junge Menschen haben wir nicht weiter nachgedacht, und auch unsere Eltern haben sich diesbezüglich in Schweigen gehüllt." Warum aber stellen sie diese Fragen nicht heute, da ihnen die Archive offen stehen? Warum forschen nur so wenige nach Spuren ihrer Großeltern?

Fürchten sie auch heute noch, als Familienverräter dazustehen? Haben sie das unbewusst von ihren Eltern, den Kriegskindern, übernommen?

In den Seminaren, die mein Mann und ich für Kriegsenkel anboten, spiegelt sich der Befund des Buchs von Harald Welzer, "Opa war kein Nazi".⁴ Zur Erinnerung – eine repräsentative Umfrage des Emnid-Institutes hat herausgefunden: Es gibt in Deutschland eine große Diskrepanz zwischen dem Familiengedächtnis und der Erinnerungskultur. Das Alltagsgedächtnis in den Familien kultiviert ein Bild, in dem Nazis so gut wie nie Mitglieder der eigenen Familien sind. Überaus wohlwollend werden eigene Familienangehörige bezüglich ihrer Rolle und Haltung in der NS-Zeit eingestuft. Bei der Umfrage kam folgende Vorstellung heraus: ein Viertel der damals erwachsenen Bevölkerung hat Verfolgten geholfen, dreizehn Prozent waren im Widerstand aktiv. Ganze drei Prozent sind Antisemiten gewesen.

Dazu ein Blick in ein Enkelseminar: 12 Teilnehmer beschreiben ihren Familienhintergrund; fast alle sehen ihre Eltern und Großeltern als Opfer. Nur ein Mann berichtet, sein Großvater habe sich einen arisierten Betrieb billig unter den Nagel gerissen und damit sei Wohlstand in seine Herkunftsfamilie gekommen. Rein statistisch kann das nicht stimmen, 12 Teilnehmer bedeuten 24 Großelternpaare, bedeuten 48 Personen. Nur ein Opa war Nazi, vielleicht nicht einmal das, vielleicht war er auch nur ein Unternehmer, der von einer günstigen Gelegenheit profitierte.

Die offensichtliche Wahrnehmungsschwäche bezüglich der NS-Vergangenheit äußert sich in Sätzen wie: "In meiner Familie gab es keine Nazis – das waren alles kleine Leute...". Oder: "Mein Großvater war bestimmt kein schlimmer Nazi. Mein Vater sagt: Dazu war er viel zu beschränkt."

In meinem Buch "Kriegsenkel"⁵ beschreibe ich einen solchen Großvater aus der Sicht seiner Enkeltochter, hier Angela Dirks genannt. Er bringt ihr das Reiten bei. Angela erzählt:

"Meine Liebe zu meinem Großvater und meine Liebe zu Pferden gehören zusammen. Als ich etwa fünf Jahr alt war – jedenfalls noch kein Schulkind –, nahm mich mein Großvater zum ersten Mal mit zum Reiten. Er setzte mich auf ein Pony und ging die ganze Zeit neben mir her. Ich war total glücklich. Wieder zu Hause, erzählte ich meinen Eltern: 'Opa hat gesagt, wenn wir den Krieg gewonnen hätten, würde er mir jetzt ein Pony kaufen.' Mein Vater explodierte. Er wollte nicht, dass ich noch ein zweites Mal mit dem Opa zum Reiten ginge. Er tobte. Ich weinte. Da gab mein Vater nach."

⁴ Welzer et al. (2002).

⁵ Bode (2009).

Ihr Vater nannte seinen Vater bei seinem Vornamen, Friedrich, und der war in den Augen seines Sohnes "ein unverbesserlicher Nazi". Beide Männer lagen im Dauerstreit. Angela Dirks beschreibt eine typische Szene:

"Als Kind und Jugendliche sah ich meine Reitstunden jedes Mal bedroht, wenn Papa und Opa sich stritten. Die immer wiederkehrenden Begriffe waren 'Nazis', 'KZ' und 'SS'. Als wir auf dem Gymnasium anfangen, die NS-Zeit durchzunehmen – was dann eigentlich bis zum Abitur pausenlos geschah –, verbanden sich diese Kürzel mit Unterrichtsstoff, der mir von Anfang an lästig war. Was hatte ich damit zu tun? Was konnte ich dafür, dass ich Deutsche war? Ich konnte nicht akzeptieren, dass uns die Lehrer – was ich damals diffus empfand – ihre eigenen unverdauten Schuldgefühle, die sie an Stelle ihrer Eltern mit sich herumschleppten, überdrücken wollten.

Als ich etwa 15 Jahre alt war, gab es an einem Weihnachtstag wieder einmal Krach, weil Opa 'die Sozis' beschuldigte, sie hätten ihm sein Leben versaut, und Oma ihm beipflichtete. Ich verließ den Kaffeetisch und hockte mich in meinem Zimmer vor den Fernseher. Später kam mein Vater und wollte mir den Hintergrund erklären: 'Bei Friedrich ist das so, dass...'. Aber ich fuhr ihn an, er würde Opa sowieso nur schlecht machen – ich wüsste ja, worauf alles hinausliefe. 'Ich kann es nicht mehr hören!', rief ich. 'Du bist doch genauso wie meine Lehrer! Ihr habt doch nichts anderes im Kopf als die Nazizeit. Ihr bibbert doch vor Angst, weil ihr meint, die Nazis würden immer noch frei herumlaufen.' Und dann setzte ich noch einen drauf: 'Nimm dir ein Beispiel an einem Mann wie Opa. Der hat wenigstens als Soldat gekämpft!' Vater wurde blass im Gesicht. Ich hatte gewonnen. Als er wieder bei Kräften war und weiter argumentieren wollte, setzte ich mir die Kopfhörer auf und schaute fern."

Auf dem Gymnasium schließt sich Angela einer rechten Schülergruppe an, nicht aus Überzeugung, sondern aus Protest gegen ihr Elternhaus und ihre 68er Lehrer.

Ihre Eltern wollen den Kontakt zwischen Angela und ihrem Großvater erschweren. Die Familie zieht in eine andere Stadt. Die Ehe der Eltern zerbricht. Bei Angela stellt sich eine Allergie gegen Pferdehaare ein, die Begegnungen mit dem Großvater werden immer seltener. Er stirbt mit 73 Jahren an einem Herzinfarkt. Angela Dirks erzählt:

"Als mein Vater und ich von der Beerdigung heimfuhren, sprachen wir vorsichtshalber nicht von Großvater, sondern über den Mauerfall, der damals erst wenige Monate zurück lag. Dann sagte Vater zu meiner Überraschung: 'Ich habe mich entschlossen, endlich einmal nach Weimar zu fahren. Ich bin dort geboren und kenne die Stadt überhaupt nicht. Komisch, nicht wahr? Hast du Lust, mitzukommen?' Ich lehnte dankend ab, und er nahm es kommentarlos hin, wie gewöhnlich.

Mein Vater kam einen Tag früher aus Weimar zurück, als ich erwartet hatte. Er sah fast verwahrlost aus. Sein Anzug war zerdrückt, das Gesicht verquollen, das Haar wirr in der Stirn. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mir um ihn Sorgen machte. Aber als er sich zwei Tage Erholung gegönnt hatte und mir erzählen wollte, was vorgefallen war, machte ich schon bei seinen ersten Sätzen dicht. Ich wollte nichts von irgendwelchen angeblichen Schandtaten von Opa hören. Ich war gerade dabei, mich daran zu gewöhnen, dass er tot war. Niemand durfte mir meine Erinnerung an ihn zerstören!"

Mit der Wahrheit über ihren Großvater befasste sich Angela erst 15 Jahre später. Schon vor dessen Tod hatte Angelas Vaters immer wieder daran gedacht, einmal in seine Geburtsstadt Weimar zu fahren. Aber zur DDR-Zeit hatte er sich dazu nicht aufraffen können. Um einreisen zu dürfen, hätte er eine Einladung von Verwandten gebraucht. Aber er selbst verfügte nicht über die nötigen Kontakte, er hätte seinen Vater als Vermittler einschalten müssen, und das scheute er. Er hatte keine Erinnerung an Weimar. Als er drei Jahre alt war, schlug sich seine Mutter mit ihm und seiner jüngeren Schwester in den Westen durch. Ihr Mann folgte drei Jahre später.

Und wieder ein Zeitsprung: Auf Friedrichs Beerdigung im Jahr 1990 hatte Angelas Vater mit einer ihm bis dahin unbekanntem alten Tante gesprochen. Die hatte ihm aus der Erinnerung die alte Adresse seiner Eltern in Weimar genannt. Was er dort vorfand, war eine Häusersiedlung auf dem Ettersberg, die für Angehörige der SS und ihre Familien errichtet worden war. Zehn Minuten Fußweg entfernt lag das Konzentrationslager Buchenwald. Der Großvater hatte nicht nur der Waffen-SS angehört, sondern gleichfalls den "Totenkopfverbänden". Großvater war KZ-Aufseher gewesen! In den letzten beiden Kriegsjahren hatte er dann tatsächlich am Russlandfeldzug teilgenommen.

Für Angelas Vater lag die NS-Geschichte seines Vaters im Dunkeln. Vor seiner Reise nach Weimar war er nie auf die Idee gekommen, Nachforschungen anzustellen. Dazu seine Tochter:

"Obwohl mein Vater schon früh wusste, dass sein Nazi-Vater der SS angehört und nach Kriegsende drei Jahre unter falschem Namen gelebt hatte, kam er nicht auf die Idee, dessen Auskünfte über seine Vergangenheit zu überprüfen. Dabei hätte es nur einer Reise nach Weimar und eines Gesprächs mit dort lebenden Verwandten bedurft, um die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Mein Vater erklärte mir seine Zurückhaltung damit, man sei als Kind, auch wenn man sich mit dem Vater schlecht verstehe, durch Loyalität an ihn gebunden. Ihm hätte es gereicht, zu wissen, dass sein Vater ein unverbesserlicher Nazi war. Auch habe er ihn für so beschränkt gehalten, dass er ihn allein deshalb als Täter nicht in Betracht gezogen habe."

Ich vermute, Angelas Vater hat das Weggucken früh eingeübt.

Als Kind stößt man auf Ungereimtheiten. Man merkt, Fragen werden nicht beantwortet, es kommt keine Resonanz. Man hört auf zu fragen. Man vergisst, jemals Fragen gestellt zu haben.

Das war das Schicksal vieler Kriegs- und Nachkriegskinder. Nebel. Und wenn der Generation der Kriegskinder das genaue Hinschauen verwehrt blieb, wie sollen dann deren Kinder auf die Idee kommen, dass es Geheimnisse bei den Großeltern geben könnte?

Einmal, auf einer Tagung, meinte eine Teilnehmerin, ein Kriegskind, diese Geschichte von Angela Dirks sei unpassend: Wer hat schon einen KZ-Aufseher in der Familie? Ich versuchte, ihr zu erklären, dass die Nachkommen eher bereit seien, über schlimme Nazis in der Familie zu reden, als über kleine Nazis. Darüber werde in der Regel hinweggesehen. Über mögliche Auswirkungen werde nicht weiter nachgedacht. In solchen Familien scheine es nicht nötig zu sein, konkretes Wissen zu erwerben. Von solchen Eltern oder Großeltern wird gesagt: "Sie lebten in einer furchtbaren Zeit. Genaues weiß ich nicht, will ich auch nicht wissen. Und vor allem: Hätte ich mich anders verhalten? Schwamm drüber."

Viele Kriegsenkel erzählten mir, sie wären bei einer Familienaufstellung zum ersten Mal auf den Kriegshintergrund gestoßen. Einige sind dem nachgegangen, sie haben Familienforschung betrieben. Andere meinten, ihnen reiche das intuitive Wissen, das beim Familienstellen sichtbar geworden sei. Sie hätten nun mehr Verständnis für ihre Eltern.

Als Journalistin habe ich Erfahrung mit beidem: dem intuitiven Wissen und dem konkreten Wissen. Das intuitive Wissen lässt meine Neugier anspringen. Daraus ergeben sich meine Recherchen und damit das konkrete Wissen.

Zum Thema "intuitives Wissen" möchte ich hier ganz persönliche Erfahrungen beisteuern.

Zu meiner Erbschaft gehören ein paar Stücke Familiensilber aus dem Großelternhaushalt. Auf den Bestecken ist ein "S" eingraviert, darunter die Jahreszahl 1906. Mitte der 1990 Jahre erwartete ich den Besuch einer 30 Jahre älteren jüdischen Freundin. Und während ich einige Tage vorher überlegte, wie ich den Tisch decken sollte, stieg in mir ein Verdacht hoch, der mich erstarren ließ: Auch der Mädchename meiner Freundin begann mit "S", sie war eine geborene Salomon. Ihre Eltern waren im KZ umgebracht worden. Was, wenn es sich bei dem Besteck um *ihr* Familiensilber handelte? Ein absurder Verdacht, keine Frage, mit einer Trefferquote wie bei einem hohen Lottogewinn, aber dennoch... Einen Tag später klingelte ich an der Haustür einer alten Tante, die häufig bei meinem Großeltern zu Besuch gewesen war. Ich legte ihr ein Besteck vor und fragte: "Kennt du das noch aus der Vorkriegszeit?" Sie nickte. "Ja doch, das war das gute Silber, das Tante Grete an Feiertagen hervorholte."

Ich war natürlich erleichtert. Gleichzeitig schüttelte ich den Kopf über mich. Ich hatte die Flöhe husten hören. Wie war ich auf eine so bizarre Idee gekommen? Heute weiß ich es. Die Antwort erhielt ich vor einigen Jahren bei einem Telefonat mit meinem ältesten Bruder.

Auch in meiner Herkunftsfamilie ist das Familienwissen fragmentiert. Mein ältester Bruder weiß am meisten. Wenn ich ihn direkt frage, verstummt er, zieht sich zurück wie eine Schildkröte. Aber alle paar Jahre wirft er mir beiläufig ein Mosaiksteinchen hin. Bei dem besagten Telefonat ging es um das Geschirr, von dem in meiner Familie im Alltag gegessen wurde. Meißener Porzellan, Zwiebelmuster, weißblau. Allerdings keineswegs nobel, sondern ziemlich abgenutzt, etliche Teller waren zerbrochen und wieder geklebt, andere Stücke hatten Kerben. Meine Mutter betonte häufiger: "Es ist Meiß'ner, aber zweite Wahl."

Während des Telefongesprächs erfuhr ich von meinem ältesten Bruder: Das Meißener Geschirr stammte von Juden, die nach Auschwitz deportiert worden waren. Meine Mutter hatte es meinem Bruder gegenüber so dargestellt, als wäre es ihnen direkt von den früheren Eigentümern übergeben worden. Und darüber hinaus: Als habe man den Juden damit noch einen Gefallen getan. Meine Mutter sagte: "Sie wussten, bei unsereins ist es in guten Händen."

Als Kind und Jugendliche habe ich das Geschirr gehasst, und natürlich wollte ich davon später nichts erben. Ich hatte meine Abneigung darauf zurückgeführt, dass in meinem Elternhaus beim Essen eigentlich immer schlechte Stimmung herrschte. Vater oder Mutter nutzten die gemeinsamen Mahlzeiten, um unsere Missetaten aufzuzählen, sie drohten mit Strafen, sie kündigten Strafen an... Ständig lag Spannung in der Luft. – Daraus ergeben sich einige Fragen:

War die Stimmung am Familientisch schlecht, weil Mutter schlecht kochte?

– Nein, sie kochte gut.

War die Stimmung schlecht, weil wir so unerträgliche Kinder waren?

– Nein, wir waren ganz normale Kinder.

War die Stimmung schlecht, weil die Eltern gestresst waren?

– Mag sein. Aber woher kam der Stress?

Waren sie untergründig gestresst, weil das Geschirr ihre frühere Komplizenschaft mit dem NS-Regime ausdünstete?

Oder eine andere Frage: Wollten sie sich mit dem täglichen Einsatz des Meißener Porzellans unbewusst beweisen, wie wenig sie der Holocaust tangierte, da doch alles rechtmäßig erworben worden war?

Leider gab es dieses Meißener Geschirr in so großen Mengen, dass auch dann, als über die vielen Jahre die Hälfte kaputt ging, es immer noch einsetztauglich war. Nie wäre meine Mutter auf die Idee gekommen, es zu ersetzen. Ihre Haltung war: So etwas Gutes wirft man doch nicht weg!

Diese Geschichte habe ich einmal im Rahmen einer Lesung erzählt. Der Veranstalter fuhr mich später zum Bahnhof. Im Auto kam er noch einmal darauf zu sprechen. Er sagte: "Ihre Eltern und das Meißener Porzellan – was für eine perverse Nummer!"

Das große Schweigen und seine Folgen... Seit ich erwachsen bin, treibt mich die Frage um, wie es einem Kollektiv möglich war, so konsequent und erfolgreich zu verstummen. Bis Mitte der sechziger Jahren trug ich in mir das dumpfe, ungenaue Gefühl: Irgendetwas stimmt nicht mit den Erwachsenen, irgendetwas stimmt nicht mit diesem Land. Aber weil der Nebel so dicht war und ich nicht einmal schwache Konturen dessen erkennen konnte, was mich irritierte, dachte ich oft, mit mir selbst stimme etwas nicht.

Lange Zeit starrte ich nur auf Auschwitz. Ich konnte mir nicht erklären, warum die Erwachsenen nicht genauso bestürzt und ratlos über die Millionen Ermordeten waren wie ich und andere meines Alters. Wir fragten uns, wie Menschen, die doch unsere Vorbilder sein sollten, so teilnahmslos auf die Verbrechen reagieren konnten. Wenn es stimmte, dass sie von der Hitlerdiktatur eingeschüchtert waren und aus Angst keinen Widerstand leisteten, warum zeigten sie ihren Kindern gegenüber kein Mitgefühl für die Opfer? Warum erzählten sie so gut wie nie etwas von ihren Erlebnissen und Beobachtungen aus den Jahren, bevor ihre Nachbarn deportiert wurden. Sie alle wussten doch von der Entrechtung, der Entwürdigung und der Willkür, der die Juden seit 1933 ausgesetzt waren.

Was hat den Nebel, der über der NS-Vergangenheit lag, so undurchdringlich dicht gemacht? Heute wird viel über Traumaopfer geredet, und gelegentlich wird das Schweigen der ersten Nachkriegsjahrzehnte damit erklärt, dass alle

Deutschen traumatisiert waren und daher ihre Erlebnisse nicht in Worte fassen konnten. Doch das kann nicht auf die gesamte Bevölkerung zutreffen. Auf der anderen Seite wissen wir: Die Bezeichnung "Tätervolk", die bis vor wenigen Jahren noch im Gebrauch war, trifft die Realität genauso wenig. Dieser Pauschalvorwurf war allerdings nicht aus der Luft gegriffen, sondern die grobe, die eindimensionale Reaktion auf den Satz "Wir haben von nichts gewusst", der in den sechziger Jahren überall zu hören war.

Heute bin ich der Ansicht: Um zu vermeiden, dass man bei den Tätern eingereicht wurde, hätte es des großen Schweigens nicht bedurft, da hätte man mehr Löcher zulassen können. Jeder wusste doch mehr oder weniger, was aus der NS-Zeit in seinen persönlichen Akten vermerkt war, und konnte darauf hoffen, eines Tages mit Hilfe der Akten die Verdächtigungen aus der Welt zu schaffen. Nur die wenigsten hatten persönlich einem Juden oder anderen Verfolgten etwas angetan, aber die meisten hatten Gewinn daraus gezogen, dass SA, SS und Gestapo es taten. Es hat lange, sehr lange gedauert, bis ich das begriff. Erst als ich meinen Blick von Auschwitz abwandte und ihn auf den ganz normalen Alltag des Dritten Reichs lenkte, wurde mir nach und nach klar, in welchem Ausmaß von der Entrechtung und Vernichtung der jüdischen Mitbürger profitiert wurde.

Daher denke ich: Es war schlichtweg schlechtes Gewissen, dessen Verdrängung die Deutschen in die Lage versetzt hatte, flächendeckend dicht zu halten. Diesem schlechten Gewissen lagen in den allermeisten Fällen nicht Untaten zu Grunde, sondern das, was sich vielleicht am besten mit dem altmodischen Begriff "Sünde" beschreiben lässt. "Führe uns nicht in Versuchung", heißt es im Vater-unser. Weil die Deutschen ihr Gefühl für Recht und Unrecht aufweichten, konnten sie den Verführungen der Nationalsozialisten nicht mehr standhalten und wurden auf diese Weise ihre Komplizen. In Götz Alys Buch "Hitlers Volksstaat"⁶ und in Michael Verhoevens Dokumentarfilm "Menschliches Versagen"⁷ wurden dazu überzeugende Fakten gesammelt. Man erfährt von den vielfältigsten Möglichkeiten des Profitierens, und wie einig sich die Bevölkerung und die Behörden nach dem Krieg waren, Wissen und Akten unter Verschluss zu halten.

Viel zu lange schaute ich haarscharf daneben, weil ich nur den Raub von jüdischem Großbesitz im Blick hatte. Ich machte mir nicht klar, wie viele Arbeitslose, vor allem arbeitslose Akademiker, endlich wieder eine Anstellung bekamen, weil Juden aus Ämtern und Universitäten gejagt worden waren. Ich übersah auch die kleinen Angestellten, die nun eine Position höher aufsteigen konnten, weil weiter oben ein Jude die Arbeit verloren hatte. Es waren vor allem die kleinen Leute, die auf Schnäppchenjagd gingen, wenn Hausrat aus "nichtarischem Be-

⁶ Aly (2005).

⁷ Verhoeven (2008).

sitz", worauf in Zeitungsanzeigen ausdrücklich hingewiesen wurde, ersteigert werden konnte.

Sobald jüdische Nachbarn zur Deportation abgeholt worden waren, witterten einige Bewohner des Viertels fette Beute. Sie bewarben sich so schnell wie möglich um die nun verlassene Wohnung, möglichst mit dem gesamten Mobiliar. Das Rennen machten diejenigen, die gute Beziehungen zu örtlichen Nazis hatten. Andere freuten sich, wenn sie billig eine Bratpfanne erwerben konnten. Ich will hier kein Urteil aussprechen. Es ist leicht, ein gutes Gewissen zu behalten, wenn man in guten Verhältnissen lebt. Die Armut damals war groß, und Gelegenheit macht bekanntlich Diebe. Und diese Menschen waren nicht einmal Diebe, sondern Käufer. Der Vorgang war legal. Und nicht nur Hausrat von deutschen Juden wurde versteigert. Unvorstellbare Mengen von Möbeln aus dem Besitz ausländischer Juden, aus Frankreich, Belgien etc. wurden auf Güterzügen ins "Deutsche Reich" geschafft.

Nie hätte ich mir vorstellen können, dass die meisten dieser Verkäufe säuberlich quittiert wurden, und dass Millionen dieser Akten mit Namen der Käufer existieren, nur, dass über viele Jahrzehnte so gut wie niemand davon wusste, weil die Finanzbehörden darüber Stillschweigen bewahrten.

Nie habe ich früher irgendjemanden von diesen vielen kleinen günstigen Gelegenheitskäufen reden hören. Ich denke dabei nicht an ein Geständnis, sondern dass mir dies zugetragen worden wäre als üble Nachrede. Wie oft habe ich mir anhören müssen, diese oder jene Nachbarin sei ein "Ami-Liebchen" gewesen oder hätte sich auf andere Weise prostituiert. Ich wusste von Betrügereien in der engen Verwandtschaft, von einem Onkel, der angeblich homosexuell war; er wurde als Verbrecher hingestellt. Doch nie hörte ich jemanden sagen: "Ich war entsetzt, wie rechtschaffene Leute plötzlich so habgierig sein konnten. Ich selbst hätte das nicht gekonnt. Ich habe doch gesehen, wie furchtbar die Juden behandelt wurden." Nichts davon. Kein Klatsch über Nachbarn, die noch immer in einem Ehebett schliefen, das aus jüdischem Besitz stammte. Kein Hinweis auf eine Perlenkette, die in Wahrheit gar kein Familienschmuck war, sondern für "einen Appel und 'n Ei" in den Familienbesitz gelangte, nachdem der jüdische Kinderarzt und seine Frau abgeholt worden waren. Offenbar konnte man mit Anschuldigungen dieser Art niemanden in Misskredit bringen. Alle hatten auf irgendeine Weise profitiert.

Aber was für ein Erwachen bei Kriegsende! Als das Ausmaß der Judenvernichtung offenbar wurde, war plötzlich der gute Familienname mit dem Holocaust verknüpft. Dieser Makel durfte nicht sein. Hier sehe ich den Ursprung des flächendeckenden Schweigens, der Nebelkerzen. Hier entstanden die Familienlegenden von Widerstandskämpfern und Juden Helfern, die noch heute im Umlauf sind und bei den Nachkommen, weil nie hinterfragt, untergründig Verwirrung stiften.

Man könnte noch Vieles anführen, was in der Nazizeit üblich war und aus heutiger Sicht unerträglich erscheint, zum Beispiel das Kapitel Zwangsarbeiter. Es gab also nach dem Krieg in fast jeder Familie gute Gründe, schlechtes Gewissen abzuwehren und Legenden zu erfinden, um sich – was ja nur menschlich ist – in ein besseres Licht zu stellen. Dafür haben nicht nur unsere Väter gesorgt, sondern auch unsere Mütter und die Großeltern. So entstand Schweigen, so entstand Nebel. Jetzt löst er sich langsam auf.

Dieser Tage rief mich Bettina an, sie lebt in einer mittelgroßen Stadt in Bayern. Bettina hatte eines unserer Seminare besucht und fragte nun nach Archiv-Adressen.

Bettina ist besorgt wegen ihres unvernünftigen Umgangs mit Geld. Sie, die Freiberuflerin, verdient gut – aber die Einnahmen rinnen ihr genauso schnell wieder durch die Finger. Sie sagte: "Es ist wie verhext. Es ist, als dürfe ich mir keinen Besitz zulegen – ja, als wäre Besitz grundsätzlich etwas Schlechtes."

Bettina ist aufgefallen, dass alle Enkeltöchter dieses Großvaters keinerlei Talent im Geldverdienen haben, bzw. ihre Einkünfte ganz schnell wieder verlieren. "Alle meine Kusinen aus der väterlichen Linie haben diese Macke mit Geld. Als ob wir Angst vor Besitz hätten..."

Bettina verfolgt nun eine Spur, die zu ihrem Großvater führt. Der war, offenbar durch Schwarzmarktgeschäfte, zu Wohlstand gelangt, eine stadtbekannt Persönlichkeit. Anfang der fünfziger Jahre legte er sich einen amerikanischen Straßenkreuzer zu.

Der Großvater war Metzger gewesen und hatte seinen Kindern eine, wie Bettina erzählt, unfassbar große Zahl an Gemälden vererbt. Diese Kinder, auch ihr eigener Vater, wären nun dabei, diese Bilder zu verkaufen. Bettina berichtete: "Meine Kusine erzählte mir neulich, dass nach Opas Tod aus allen möglichen Verstecken und Ecken Kunstgegenstände und Bilder zum Vorschein kamen – noch viel mehr, als ich bisher wusste."

Für die Enkeltochter ist klar, dass die Bilder aus jüdischem Besitz stammen. Sie sagt: "Es ist vielleicht nicht unwichtig, dass mein Opa als Metzger genau wusste, wer jüdisch war, und wahrscheinlich dieses Wissen für sich genutzt hat."

Für Großvaters Kinder ist die Erbschaft in gewisser Weise enttäuschend. Sie bieten die Kunstwerke zum Verkauf an, aber sie werden sie nur schwer los – und auf keinen Fall zu dem Preis, den sie erwarteten. Nochmal Bettina: "In meiner Verwandtschaft wurde kürzlich darüber Beschwerde geführt, dass eines der Gemälde nur 30 000 Euro bringen soll."

Bettina fragt sich, ob den kranken Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie die Aussage des Sprichworts zu Grund liegt: "Unrecht Gut gedeihet nicht". Sie selbst jedenfalls werde, wenn sie an der Reihe sei, dieses Erbe aus jüdischem Besitz zurückweisen.

Als Bettina und ich gemeinsam darüber nachdenken, kommen wir auf die Generation der Erben zu sprechen, von denen in den Medien seit einigen Jahren immer wieder die Rede ist. Wenn wohlhabende Eltern hochbetagt sterben, geht viel, häufig auch sehr viel Besitz an die Kinder über – die ihrerseits nun auch schon zur älteren Generation gehören. Vielleicht ist der Kunstmarkt derzeit gesättigt, weil ein Überangebot an bis dato versteckten Gemälden in den Handel gelangt ist.

Ich bin also gespannt, was ich in nächster Zeit noch von Bettina hören werde. Ob sich ihre Geldmacke mit Hilfe ihrer Familienforschung auflösen wird? Ich glaube, ihre Chancen sind besser als 50 Prozent.

Angela Dirks, die Enkeltochter eines KZ-Aufsehers, floh als Studentin in die USA, weil sie nichts von den Schandtaten ihres geliebten Opas wissen wollte. Sie blieb in Amerika. Erst eine aggressive Krebserkrankung mit Mitte 30 und die behutsame Begleitung eines Psychotherapeuten befähigten sie, sich ihrem schweren Familienerbe zu stellen und es zu verarbeiten.

Angelas Dirks Belastungen aus der NS-Vergangenheit waren größer als die von Bettina. Angela stellt einen Zusammenhang zu ihrer lebensbedrohlichen Erkrankung her, die sie schließlich überwand. Bettina steht noch am Anfang. Sie schlägt sich mit einer sozialen Behinderung herum, die ihr ein gutes Leben vorenthält.

Für den Fall, dass sie ihre Behinderung nicht los wird, und für den Fall, dass sie eines Tages zu den verarmten Alten gehören wird, sehe ich dennoch einen Gewinn: Bettina ist auf dem besten Weg, ein entscheidendes Familienrätsel zu lösen. Mit den Folgen von Geheimnissen, die auf das Konto des Großvaters gehen, werden sich *ihre* Kinder nicht mehr herumschlagen müssen.

Von einer Frau, einem Kriegskind, die ich nicht anders denn als *fortgeschrittenes* Kriegskind bezeichnen kann, stammt der Satz: "Das Beste, was wir unseren Kindern hinterlassen können, sind unsere gelösten Probleme."

Am Schluss möchte ich auf Kolja Mensing und seine gelungene Familienforschung über den polnischen Großvater zurückkommen – jene tragische Figur, die zwischen die Fronten geriet und ein Opfer der Kriegspolitik wurde. Die Rekonstruktion seines Lebens hat nicht nur Kolja, sondern auch seinen Vater entlastet. Am Morgen nach der Veranstaltung im Literaturhaus Hannover sah ich ihn im Frühstücksraum unseres Hotels wieder, zusammen mit seinen Eltern und mit seiner Frau und seinem Baby. Ich musste immer wieder zu ihrem Tisch hinüberschauen. Selten habe ich eine Drei-Generationen-Familie erlebt, die so entspannt war.

Da lässt sich nur noch in Anlehnung an Hermann Hesse sagen: "Wohlan denn, Herz, nimm Abschied von Familienlegenden und gesunde."

Literaturangaben

- Aly, Götz (2005): Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus (S. Fischer, Frankfurt a. M. 2005).
- Bode, Sabine (2004): Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen (Klett-Cotta, Stuttgart 2004; erweiterte Aufl.: Piper, Stuttgart 2011).
- Bode, Sabine (2009): Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation (Klett-Cotta, Stuttgart 2009).
- Bode, Sabine (2011): Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter (Klett-Cotta, Stuttgart 2011).
- Mensing, Kolja (2011): Die Legenden der Väter. Eine Suche (Aufbau-Verlag, Berlin 2011).
- Verhoeven, Michael (2008): Menschliches Versagen. Dokumentarfilm, 90 Min. (Deutschland 2008).
- Welzer, Harald / Moller, Sabine / Tschuggnall, Karoline (2002): Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis (S. Fischer, Frankfurt a. M. 2002).